



Zu Hause am Bodensee in Nußdorf: Martin Walser.  
FOTO: ROLAND RASEMANN

## Die Welt so schön machen, wie sie nicht ist

Der Schriftsteller Martin Walser ist im Alter von 96 Jahren gestorben – Die Bodenseeregion war der Kraftquell seines langen Lebens

Von Barbara Miller  
und Katja Waizenegger

Einer der letzten literarischen Chronisten der alten Bundesrepublik ist tot. Martin Walser, 1927 in Wasserburg am Bodensee geboren, ist im Alter von 96 Jahren gestorben. Mit Heinrich Böll und Günter Grass ist er einer der prominentesten Figuren der bundesdeutschen Nachkriegsliteratur. Die Literaturszene Bodensee-Oberschwaben verliert mit ihm ihr bedeutendstes Aushängeschild.

Ein Sommertag am See 2011. Der Dichter empfängt zum Interview auf der Terrasse. Es gibt Kaffee und Kuchen. Frau Käthe und Tochter Johanna ziehen sich zurück. Die Arbeit beginnt. Soeben ist wieder ein großer Roman von ihm erschienen. „Muttersohn“, die Geschichte von einem, zu dessen Zeugung kein Mann nötig gewesen sei. „Das Mutter-Sohn-Ideal“. Mit Ödipus habe das gar nichts zu tun. Da wird er richtig zornig, laut, hebt die Stimme. Auftritt Martin Walser, der Donnerer vom Bodensee.

Ob Gartentisch oder Rednerpult, Fernsehinterview oder Podiumsdiskussion – für Walser waren das alles Bühnen. Einen „Showmaster der Literatur“ nannte ihn ausgerechnet Marcel Reich-Ranicki, der Meister der Selbstinszenierung. Natürlich wusste sich Walser in Szene zu setzen, und er wusste, was sein Publikum wollte: den wohlformulierenden Dichter, der mit seiner Ausdruckskraft Sätze bildet wie Schwerter. Scharf waren die oft, und provozierend. Ob er in den 1960er-Jahren gegen den Vietnam-Krieg wettete und die scheinheilige Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit geißelte, ob er in den 1970er-Jahren für Willy Brandt die Trommel schlug, in den 1980er-Jahren die deutsche Teilung beklagte oder dann 1998 in seiner Paulskirchenrede an ein Tabu rührte und im Sprechen von Auschwitz eine „Instrumentalisierung der Schande“ sah. Im Strom des allgemeinen Einverständnisses schwamm Walser nie mit. „Mir ist keine Zugehörigkeit gelungen“, schreibt er 2011 in seinem Essay „Über Rechtfertigung, eine Versuchung“.

Walser ging keinem Streit aus dem Weg. Auch daraus wurde eine Inszenierung: die des kampfeslustigen Alemannen. Schon wie er sprach – hochdeutsch, aber gefärbt von der hiesigen Mundart –

war gewollt, ein Artefakt, nicht Natur. Die Region war Inspiration seiner Arbeit und Kraftquell seines Lebens. 1927 wurde Martin Walser als Sohn eines Gastwirts und Kohlenhändlers in Wasserburg geboren, in Lindau ging er zur Schule. Nach dem Studium in Tübingen und Regensburg und zehn Jahren in Stuttgart als Redakteur beim Süddeutschen Rundfunk kehrte er zurück – zuerst nach Friedrichshafen, woher seine Frau stammt, dann nach Nußdorf. Bis zum Schluss lebte er dort, direkt am See, in dem er früher täglich schwamm.

Martin Walser kam aus der Provinz. Ein Provinzschriftsteller war er nicht. Hans Magnus Enzensberger nannte ihn einen „freiwilligen Provinzler“. Was Danzig für Grass, Köln für Böll, ist der Bodensee für Walser gewesen. „Ich komme mir hier am wenigsten deplatziert vor“, hat er einmal gesagt.

Deplatziert freilich fühlten sich die meisten von Walsers Romanfiguren. Deplatziert in einer Gesellschaft, in der sie nicht angekommen sind oder nicht angenommen werden. In den drei Romanen „Halbzeit“ (1960), „Das Einhorn“ (1966) und „Der Sturz“ (1973) lässt Walser seinen Anselm Kristlein gegen die ungebrochene Wirtschaftswunderaufstiegseligkeit kämpfen. Scheiternde sind sie alle, ob Zürn, Fink, Dorn, Feinlein oder Halm. Dieser biedere Oberstudienrat aus Stuttgart bescherte Walser den größten Ruhm: Halm war der Verliererheld seiner Novelle „Ein fliehendes Pferd“ (1978) wie seines Romans „Brandung“ (1985). Die Kritik war begeistert. Benjamin Henrichs sah in „Ein fliehendes Pferd“ eine „Novelle, die mit dem Wort ‚meisterlich‘ eher karg gelobt wäre“. Und Ulrich Greiner schrieb über „Brandung“, es sei ein „Rankenwerk aus Sätzen, Einfällen, Anekdoten, Haupt- und Nebengeschichten“.

Doch nicht immer meinte es die Kritik so gut mit ihm. Einer führte den Chor der „Heruntermacher“ an, wie Walser sie nannte: Marcel Reich-Ranicki. Sein Verriss des Romans „Jenseits der Liebe“ begründete 1976 eine unselbige Feindschaft. Reich-Ranickis Verdikt „ein belangloser, ein schlechter, ein miserabler Roman“ traf Walser in einer Zeit, in der seine Nerven angespannt waren. Die finanzielle Lage der Familie – inzwischen hatte er vier Töchter und gerade ein Haus gekauft – war schwierig. Er brauch-

te den Erfolg. Und dann das. In den Tagebüchern, die in den vergangenen Jahren nacheinander erschienen sind, ist immer wieder von Existenzängsten die Rede. Ein Kindheitstrauma, von dem er sich nie befreien konnte.

In der heimatischen Presse überwog jedoch meist der Stolz auf einen, der es überregional geschafft hatte. Keines der Bücher von Martin Walser wurde zum Beispiel in der „Schwäbischen Zeitung“ je verrissen. Im Gegenteil. Der frühere Chef des Feuilletons, Winfried Wild, hatte wie Walser bei Friedrich Beißner promoviert. Die langjährige Literaturkritikerin Gisela Linder war die Tochter von Walsers und Wilds mütterlicher Freundin Maria Müller-Gögler. Und zu diesem Kreis gehörte noch ein anderer: Siegfried Unseld, gebürtiger Ulmer, der nicht nur mit Walser im Doktorandenkolleg gesessen hatte, sondern später als Suhrkamp-Verleger auch dessen Bücher herausbrachte.

Martin Walser gab dieser Region auch viel zurück. Er war der pater familias der oberschwäbischen Literatur. Er hat Talente entdeckt und gefördert. Von ihm stammt das Sinnbild der „drei Marien“ der oberschwäbischen Literatur: beginnend bei Maria Müller-Gögler über Maria Menz hin zu Maria Beig. „Keiner konnte so schön loben wie er“, hat Peter Renz über Martin Walser gesagt. Und auch Arnold Stadler, der aktuelle Star der aus Oberschwaben stammenden Literaten, verdankt Walser viel. Beim Literarischen Forum Oberschwaben beruft man sich bis heute auf ihn.

Es war ein Mann der Wirtschaft, der hier in der Region die Ausnahmefigur Walser erkannte und förderte. Schon in den

1970er-Jahren begann Heinz Saueressig, Manager der Arzneimittel-firma Thomae in Biberach, alles zu sammeln, was von Walser stammte. Gemeinsam mit dem Oberbürgermeister von Biberach, Claus-Wilhelm Hoffmann, begründete er ein Walser-Archiv. Das ist zwar längst von Biberach ins Literaturarchiv nach Marbach gewandert. Aber 1979 begründete Saueressig gemeinsam mit Walser die Literaturstiftung Oberschwaben. Und die besteht noch heute. Im Juni vergangenen Jahres hat Walser dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach seine gesammelten literarischen Schriften, darunter 75 Tagebücher sowie seine Bibliothek, als sogenannten Vorlass übergeben.

Die Heimat als Kraftquelle. Walser war bis zum Schluss äußerst produktiv. Jedes Jahr ein Buch oder ein Essay, ein neuer Tagebuchband. Auch nach dem autobiografischen „Ein springender Brunnen“ (1988) beschäftigte er sich immer wieder mit der eigenen Vergangenheit. In „Augenblick der Liebe“ reanimiert er sogar seinen alten Helden Gottlieb Zürn, schickt ihn nach Amerika und lässt ihn ein Verhältnis mit einer jüngeren Frau beginnen. Auch wenn er seine treue (weibliche) Leserschaft bisweilen durch seine exzessiven Schilderungen sexueller Ausschweifungen verwirrte, die Möglichkeiten der Liebe sind der andere große Motivstrang, der sich durch Walsers Werk zieht – und offenkundig durch sein Leben.

Martin Walser und die Frauen. Die Tagebücher sind voll amouröser Abenteuer, seine Romane loten die Abgründe der Liebe und der Begierde aus. Ein Autor schreibt nicht über sich, auch

nicht in den Tagebüchern – behauptete Walser. Über 70 Jahre war er mit seiner Frau Käthe verheiratet. Vier Töchter haben sie gemeinsam – Franziska, Johanna, Alissa, Theresia. Künstlerinnen allesamt. Und dann kam vor ein paar Jahren noch das Bekenntnis: „Ja, Jakob Augstein ist mein Sohn.“ Der stammt aus Walsers Beziehung mit Maria Carlsson, der damaligen Frau des „Spiegel“-Verlegers Rudolf Augstein.

„Nur im Schreiben hat das Leben einen Sinn“ hat er im letzten Interview mit der „Schwäbischen Zeitung“ gesagt. Und es war, als wollte er am Ende reinen Tisch machen: 2014 veröffentlichte Martin Walser ein schmales Buch, mit dem er dem jiddischen Schriftsteller Sholem Yankev Abramovitsh und damit der „vernichteten Lebenswelt“ der Ostjuden ein Denkmal setzte. Kaum ein halbes Jahr später folgte der Band „Unser Auschwitz“. Er enthielt alle Texte, die der Schriftsteller über den Umgang der Deutschen mit ihrem größten Sündenfall geschrieben hat. Auch jene „Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede“, die als „Paulskirchenrede“ (1998) in die Annalen eingegangen sind. Walsers Philippika wider die „Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“ entfachte nicht nur einen heftigen Sturm im öffentlichen Diskurs, sondern brachte ihm auch den Vorwurf ein, Antisemit zu sein. Was er selbstverständlich zurückwies: „Ich habe ein lebenslangliches Kontinuum an Beschäftigung mit jüdischer Geistigkeit.“

2002 erschien „Tod eines Kritikers“. Ein satirischer Roman. In der Hauptfigur war unschwer Walsers Erzfeind aus alten Tagen Marcel Reich-Ranicki zu erkennen – als Kritiker und Jude. Wieder ein Erdbeben in der literarischen Welt: FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher, der noch die Laudatio bei der Friedenspreis-Verleihung gehalten hatte, lehnte einen Vorabdruck des Buches ab. Suhrkamp-Verleger Siegfried Unseld versuchte, schon schwerkrank, zu intervenieren. Aber da war es zu spät. Walser brach seinerseits die Geschäftsbeziehungen zu dem Verlagshaus ab, das alle seine Bücher seit seinem Debüt 1955 mit „Ein Flugzeug über dem Haus“ herausgegeben hatte. Er wechselte zu Rowohlt.

So wie sich Martin Walser auf neue Technik eingelassen hat und lässig Spracherkennungsprogramme vorzuführen verstand,

hat er auch auf neue Themen reagiert. In dem Briefroman „Ein sterbender Mann“ (2016) führt er den bigamistischen Helden in ein Suizidforum. In „Gar alles oder Briefe an eine unbekannte Geliebte“ (2018) reagierte er in bewährt-provozierender Weise auf MeToo und die allgemeine Trump-Verurteilung. Der „Grapscher aus der Altherrenriege“ darf Trump für „einen begrüßbaren Präsidenten“ halten.

Neben solchen Texten, die Walser zum Chronisten der bundesrepublikanischen Mittelstandsgesellschaft und ihrer Verwerfungen machten, begannen zunehmend Fragen des Glaubens in den Vordergrund zu treten. Sein 2019 erschienenes Buch „Mädchenleben oder Die Heiligsprechung“ nennt er dann gleich „Legende“. 2022 erschien sein letztes Buch: „Das Traumbuch – Postkarten aus dem Schlaf“.

Damals, an jenem Sommertag im Jahr 2011, stand Martin Walser nach dem Gespräch auf, ging hinunter zu seiner Bank am Ufer, blickte auf den See und sagte: „Muttersohn‘ ist mein hellstes Werk, weil alles Gesellschaftliche ausgeblendet ist.“ Walsers letzte Werke sind Früchte einer lebenslangen Lektüre christlicher Mystiker und Denker – Emanuel Swedenborg, Jacob Böhme, Sören Kierkegaard. In seinen Tagebüchern aus den 1960er-Jahren findet sich der Satz: „Schreiben – sich die Welt schöner denken, als sie ist.“ Percy, den Muttersohn, lässt er sagen: „Glauben heißt die Welt so schön machen, wie sie nicht ist.“

Doch bei aller Beschäftigung mit der Welt des Geistes – zur aktuellen politischen Lage hat er sich ebenfalls bis zum Schluss geäußert. Im Mai 2022 unterschrieb er einen offenen Brief an Bundeskanzler Olaf Scholz, in dem er sich mit anderen Prominenten wie Alice Schwarzer und Gerhard Polt gegen die Lieferung von schweren Waffen an die Ukraine aussprach. Zunächst sah es so aus, als würde er der „Schwäbischen Zeitung“ seine Haltung diesbezüglich in einem Gespräch erläutern. Doch dann entschuldigte er sich bei der Redaktion in Ravensburg, in der er mehrmals zu Besuch war, mit einer Mail, die alle zutiefst erschreckte: „Ich komme nicht mehr in Frage. Mein Atem ist zu knapp. Leben Sie wohl. Falls ich mich noch einmal erholen sollte, melde ich mich. Herzlich, Ihr Martin Walser.“ Gemeldet hat er sich nicht mehr.



Deutsche Literaturgrößen unter sich: Martin Walser (links) und Günter Grass im Jahr 1999 bei einem Termin des NDR in Hamburg.  
FOTO: ROLF RICK/DPA